Der Mitler.

Humoreske von Lothar Brandendorff.

Während der Eßzeit hatte der Kloiberbauer unverwandt vor sich hin über die Tischplatte gestarrt, und er hatte das Essen kaum angerührt, obwohl es Knödel, seine Leibspeise, gab. Die Cenzi, sein achtzehnjähriges Töchterchen, hatte ein paarmal verwundert den Kopf geschüttelt. Und als sie acht übriggebliebene Leberknödel wieder hinaustragen sollte, fragte sie besorgt: „Is Dir eppas, Vatter? — Hast an Wehdam?"

Der Kloiberbauer war aus seiner Versunkenheit aufgefahren.

„I? — Wo soll i denn an Wehdam ha'm? — Aber z' sag'n hätt i Dir eppas."

Der Cenzi war ein gelinder Schreck in die Glieder gefahren. Aber sie war ein gehorsames Kind, und ruhig setzte sie sich nieder, um zu warten, bis der Vater sprach.

„Den Simpfinger-Andres sollst heirat'n" fuhr der Kloiber plötzlich ganz unvermittelt heraus. Die Cenzi erblaßte und unwillkürlich schlug sie die Hände über den Kopf zusammen.

„Den Andres — den schiachen Deppen!" schrie sie auf. „Na, Vatter, dös tu i net! Dös to i net tean! I — — — v —"

Es war gut, daß sie den Nachsatz verschluckte. Der Bauer war ohnedies dunkelrot geworden vor Zorn über den ungewohnten Widerspruch, und heftig schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„An schiacher Depp — der Andres?" schrie er. „Zwanzigtausend Taler ham's eahm boten für san Hof. Dös is a Bauer — dös is aner, wo's versteht! Morg'n kimmt 'r her — nacha wird die Geschicht recht gemacht, daß D' es woaßt!"

Das arme junge Ding hatte keinen Widerspruch mehr gewagt. An den Tränen schluckend, war die Cenzi hinausgegangen; und als die Dunkelheit sie vor neugierigen Augen schützte, hing sie in einer Ecke des Obstgartens einem schmucken jungen Burschen schluchzend am Hals.

„Den — den Andres soll i heirat'n," brachte sie stoßweise hervor. „Und i — i hob Di doch so liebt!"

Der Buchhofer-Matthes, der freilich keine zwanzigtausend Taler, sondern nur ein recht kümmerliches Anwesen sein eigen nannte, wurde fuchsteufelwild. „Alle Knoch'n schlog i eahm kaputt, dem Andres," drohte er. Die erschrockene Cenzi aber wußte ihn zu besänftigen, und so lange setzte sie ihm zu, bis er ihr gelobte, alle Rachepläne aufzustecken. Als sie dann beide beratschlagten, was in ihrer verzweifelten Lage zu tun sei, wurden sie sich der Größe ihres Unglücks freilich erst recht bewußt. Der Kloiberbauer hatte einen eisernen Kopf, und was er einmal gesagt hatte, das führte er auch durch. Mit dem Matthes auf und davon gehen, wie es die Cenzi am liebsten getan hätte, konnte sie auch nicht, denn der hatte noch einen alten Vater zu ernähren.

„Geh zum Bader-Franzl," sagte sie schließlich, „der weiß allweil Rat. Un gern mag er mi aa."

„Freili — wer sollt Di net gern hom!" antwortete der Matthes grimmig, und er busselte sie, daß ihr Hören und Sehen verging. Einen änderen Rat aber wußte er auch nicht. Und am nächsten Morgen suchte er den Bader-Franzl auf, ihm sein kummerbeladenes Herz auszuschütten.

„Fünfundzwanzig Taler kriagst, balst uns hilfst," schloß er seine Erzählung. Und der Franzl, der die ganze Zeit eifrig an seinen spärlichen blonden Schnurrbarthärchen gezupft hatte, nickte beistimmend.

„Dös haut, Matthes! — In zwoa Täg bist mit d'r Cenzi versproch'n."

So zuversichtlich vermochte der Matthes nun freilich nicht zu denken, aber er war doch bedeutend erleichtert, als er den Bader verließ. Der zog eine halbe Stunde später seinen guten Rock an, sich nach dem Kloiberhof auf den Weg zu machen, um sein dem Matthes gegebenes Versprechen einzulösen. Nachdem er eine Halbe zu seiner Stärkung vertilgt hatte, sagte er vertraulich: „Wann is denn nacha aaf'm Kloiberhof Hochzeit, Bauer?"

Der Kloiber sah ihn mißtrauisch an.

„Hochzeit? — Was woast denn Du von 'r Hochzeit?"

„No — dös woaß do an jed's im Dorf, daß Dei Cenzi mit'm Girgl an Gschpusi hat."

Er bückte sich rasch. Denn der Kloiber hatte nach dem Maßkrug gegriffen, und es sah ganz so aus, als wollte er ihn dem Franzl an den Kopf werfen. Der Girgl war der größte Haderlump auf zwei Meilen im Umkreis, und das wollte etwas heißen.

Es ergoß sich denn auch ein Unwetter über den Franzl, das die Wände beben ließ. Der Bader ließ den Sturm ruhig austoben; dann sagte er gemächlich: „I redt halt nur, wie a jed's redt, Bauer. Un wann Dir's net recht is, nacha mußt die Cenzi mit an andern verheirat'n."

„Dös tu i aa — gleich tu i's!" donnerte der Kloiber. „Bater — balst 'nübergehst aaf'n Hof vom Simpfinger un den Andres holst, nacha kriagst an Taler. Und im Dorf mußt's verzähl'n, daß d' Cenzi mit'n Andres versprochen ist."

Schmunzelnd strich der Franzl seinen Taler ein, und pflichtgemäß verbreitete er im Dorf, was ihm der Kloiber aufgetragen hatte. Dann erst suchte er den Simpfinger auf.

Es war freilich nicht Wunder zu nehmen, daß dessen wässerige Augen und beträchtlich zu groß geratene Nase der Cenzi keine leidenschaftliche Liebe hatten einflößen können. Mit dem Hochmut des reichen Bauern begrüßte er den Franzl; der aber ließ sich so behaglich auf die Bank nieder, als wäre er freundlich dazu eingeladen worden.

„Zum Kloiber sollst kemma," sagte er. „Und gleich aaf d'r Stell, hot d'r Bauer g'sagt."

Der Andres zog die Stelle hoch, wo eigentlich die Brauen sitzen sollten, bei ihm aber nur eine helle Stelle war.

„Gernur'n hot 'r mir z' befölln, der Kloiber," sagte er. „Und bal i soll, nacha kimm i erscht grad nei."

Der Bader zuckte die Achseln.

„Mir is glei," erwiderte er und paffte mächtige Wolken aus der Pfeife, die er mit dem Tabak des Simpfinger gestopft hatte. „I meen nur, d' Cenzi sollst heirat'n. Er to halt Dei Geld brauch'n, der Kloiber."

So dünnhäutig der Andres sonst war, wenn auf Geld die Rede kam, geriet er stets in Aufregung.

„Mei Geld!" kreischte er. „Nix kriagt 'r — i woaß eh, daß 'r beim Loichinger Schulden g'macht hot aaf'n Winter. Bal's so steht, nacha to 'r schaugn, bis i die Cenzi heirat."

„Da kost nimmer g'ruck, Simpfinger. Er hot's ja schon an jeden verzählt, daß Ihr Beide versproch'n seid."

„Grad nacha heirat i's net!" Dem Simpfinger schnappte bereits die Stimme über. „I mog net — un bal 'r si' aaf'n Kopf stellt, der Kloiber!"

Der Baderfranzl kniff die Augen zusammen. Und er ließ eine gute Weile vergehen, ehe er in der gleichen gemächlichen Weise sagte: „Woast's scho, daß d' Kathi vom Lechnerbauern in der Lotterie g'wonnen hot? — Zwoatausend Taler hot's kriagt."

Andres riß die Augen weit auf.

„Jessas — d' Kathi! So a Glück, bal oaner hot!"

„Freilt hot's an Glück, d' Kathi! — Un an guate Bäurin is aa. Die hält ihr Sach z'somm, seit ihr Vater tot is. Der derf s' freun, der die amal bekommt."

Der Simpfinger stierte vor sich hin. Und nach einigen Kämpfen sagte er: „Franzl!"

„Wos mogst denn?"

„Grad an Streich möcht i eahm spiel'n, dem Kloiber! — Balst zur Kathi gengast un machst, daß s' mi heirat, nacha zahl i Dir fünf Taler."

Der Bader wiegte bedenklich den Kopf.

„I glaob net, daß d' Kathi D' mog! — Wo doch d' Leut wissen tean, daß D' mit der Cenzi versprochen bist —"

„Mitm Teiffi bin i versproch'n! — Und mei Kaibi kriagst, bal mi d' Kathi nimmt."

Der Franz stand auf und klopfte auf dem Tisch die Pfeife aus.

„No an Tabak, Bauer! — I geh jatzt zur Kathi. Un bal d' G'schicht recht is, nacha hol i's Kaibi."

Die Kathi war ganz außer sich über das Glück, das ihr widerfahren sollte und sie machte sich in ihrem besten Staat sofort zum Simpfinger auf den Weg. Der Franzl kehrte zunächst im Wirtshaus ein, um sich von den Anstrengungen des Tages auf eine ausgiebige Weise zu erholen und gleichzeitig mit einem der Bauern den Verkauf des vom Simpfinger auszuliefernden Kalbes abzuschließen. Als er sich zum zweitenmal nach dem Hof des Kloiberbauern aufmachte, schwankte er recht bedenklich.

Der Bauer empfing ihn mit verwundertem Gesicht.

„Wo is denn d'r Simpfinger?" fragte er mißtrauisch.

„Ja mei!" Der Franzl kratzte sich verlegen hinterm Ohr. „Siehgst — er will halt nimmer, Bauer. Du brauchst ehnder nur sei Geld, hat 'r g'moant. Und 'r hätt sie schon mit d'r Kathi vom Lechnerbauern versproch'n."

Zum zweitenmal war der Bader in Gefahr, ein Loch in den Schädel zu bekommen. Und diesmal tobte der Sturm viel nachhaltender als bei seinem ersten Besuch. Aber er harrte aus. Und als eine Pause in dem Unwetter eintrat, meinte er bedenklich: „Freili is dös a saudumme G'schicht, Bauer. Mit'm Girgl hot d' Cenzi a Gschpusi — i hob verzähl'n müass'n, daß s' den Simpfinger heirat — und jatzt, wo d'r Simpfinger nimmer mog, denk'n d' Leut, daß Du 's Geld vo eahm braucht hättst. A dumme G'schicht, a saudumme."

Der Kloiber stöhnte so tief auf, daß es wie das Röcheln eines zu Tode getroffenen Ochsen klang. Und fast bittend sagte er: „Woast denn Du koan Rat nimmer, Franzl?"

Der zuckte die Achseln.

„Verheirat'n mußt halt d' Cenzi, Kloiber. Und an oanen, der wo a guter Bauer is, aber nix hot. Daß d' Leut sehgn, Du braucht 's Geld net."

Der Bauer kämpfte einen schweren Kampf. Aber seine Ehre mußte vor allen Dingen reingewaschen werden. Er, der Kloiber — mit dem besten Hof im Dorf — sollte Geld brauchen!

„I täts scho, Franzl. Balst nur oanen wüßt, der d' Cenzi nehmat."

„I mei — da is der Flori — aber den wirst halt net mögen. Der Buchhofer-Matthes wär freili der Rechte. Bal 'r nur mog, d'r Matthes — woaßt, 'r hot aa sei Stolz, und dös wissen d' Leut."

„Nacha redt mit 'm Matthes, Franzl. I zahl Dir scho eppas, bal d' Hochzeit is."

Der Bader machte einen schiefen Mund.

„Ja, bal aber d' Cenzi net mog — wo's do mit'm Girgl an G'schpusi hot —"

Da schlug der Bauer auf den Tisch, daß es dröhnte.

„Grad muaß sie den Matthes heirat'n," donnerte er. „Dös woll's mir do sehgn, ob's eahn net heirat, bal i will."

Und die Cenzi war ein gehorsames Kind. Nicht einmal den kleinsten Widerspruch wagte sie. Und als sie den Matthes gar so viel bussellte und umhalste, nachdem er sich die Einwilligung des Vaters geholt hatte, wollte dem Kloiberbauern schier ein Verdacht kommen, als wäre es mit dem Gschpusi mit dem Girgl eigentlich so arg nicht gewesen. Aber der Matthes war schließlich ein Schwiegersohn, an dem man seine Freude haben konnte. Und der Bader-Franzl, der den Mittler gespielt hatte, konnte zufrieden sein mit der Belohnung, die er am Hochzeitstage im Kloiberhof einheimste.

Von einsamen Inseln.

Es gibt mehr Robinsoninseln, als man nach einem Blick auf die Karte annehmen müßte, eine große Anzahl stiller Eilande, die mit der ganzen landschaftlichen Romantik der Robinsoninsel ausgestattet, entweder nur schwach bewohnt und von der Welt vergessen, oder völlig unbewohnt und so gut wie unbekannt sind. So hört man nur selten eine Nachricht von dem weltvergessenen, im Stillen Ozean gelegenen Pitcaire Island, der alten Heimat der Meuterer vom Schiffe „Bounty", deren Geschichte als eine Art Robinsonade so oft erzählt worden ist.

Kapitän Grineson des englischen Fahrzeuges „Cape Clear" schildert die Leute, die zu ihm an Bord kamen, als äußerst liebenswürdig und nett in ihrem Benehmen. Sie brachten Bananen und Ananas in reicher Fülle und von ausgezeichneter Beschaffenheit. Die Insel, die ca. 3 Quadratkilometer groß ist, ernährt jetzt 120 Bewohner. Bekanntlich sind sie die Nachkommen der englischen Meuterer und tahitischer Frauen.

Richtige Robinsoninseln sind die Revilla Gigedo-Inseln, die zu Mexiko gehören. Sie sind im November 1896 von dem mexikanischen Schiffe „Oacara", Kapitän Salva, besucht worden, der in der Casenadabucht der Socorroinsel landete. Man fand frisches Quellwasser und ein bewohnbares Haus. Vom höchsten Punkt der Insel konnte man viel Weiden und Buschwerk, aber nur wenig Bäume sehen; ein Teil der Insel war kahles, vulkanisches Gestein, ein anderer zeigte gutes, anbaufähiges Land. Außer verwilderten Eseln und Schafen fand man keine Bewohner. Alle übrigen Inseln, die man besuchte, Roca Partida, Clarion und San Benedicto, waren gleichfalls unbewohnt und dienten nur zahlreichen Seevögeln zum Aufenthalt. Es gibt also noch Platz in der Welt für solche, die in stiller Einsamkeit romantische Abenteuer erleben möchten.

Respekt muß sein.

Friedrich Wilhelm I. besuchte einst die Schule eines gewissen Kriegsschulze, die in Tempelhof bei Berlin gelegen war. Der alte Rektor ließ sich durchaus nicht stören und setzte den Unterricht fort. Er behielt auch ruhig den Hut auf dem Kopf, nachdem er ihn beim Eintritt des Königs nur leise berührt hatte. Als die Glocke zwölf schlug und er die Knaben entlassen hatte, nahm er den Hut ab und sagte: „Eure Majestät verzeihen, ich durfte mich nicht der Jungen wegen aus der Contenance bringen lassen; denn wenn die wüßten, daß es außer mir noch einen wichtigeren Mann im Königreich gibt, würden sie nicht zu bändigen sein."

— Das genügt. „Neulich soll Dich der Barbier beim Rasieren ja furchtbar zugerichtet haben."

„Und wie! Sogar mein mir begegnender Hauptgläubiger hat mich nicht erkannt."

Der neue Weg.

Von Alfred Börnicke.

Atemlos vom hastigen Lauf, über und über mit Schnee bedeckt, sprang Erich Stromfeldt auf einen Wagen der hellerleuchteten elektrischen Straßenbahn, schüttelte und stampfte sich die weiße Hülle von Hut, Mantel und Schuhen und betrat das Innere, in dem eine feuchte, warme Luft herrschte, so daß die Gläser seines Klemmers sich sofort dicht beschlugen. Mühsam nur, halb blind, entdeckte er einen freien Sitzplatz und ließ sich aufatmend auf ihn nieder. Und erst nachdem er zur Ruhe gekommen war und seine Augengläser sorgfältig gereinigt hatte, sah er, daß er einer jungen Damen gegenübersaß, die ihm bekannt, ja, mehr als bekannt, lieb und vertraut vorkam, so lieb und vertraut, daß er das Gefühl hatte, sie sehr herzlich und freundlich begrüßen zu müssen.

Aber seltsam: er hätte im ersten Augenblicke weder sagen können, wann und wo er sie jemals gesehen habe, noch wer sie sei. Er ging im Geiste die Damen seiner Bekanntschaft — es waren nur wenige — durch, aber keine war darunter, die diese hohe, weiße Stirn, diese kräftig, und doch fein gezeichneten Augenbrauen, in schönem Schwunge über einem Paar dunkler Augen sich wölbend und über der Nasenwurzel fast zusammenlaufend, diesen lieblichen und zugleich herben Mund, der von zwei ein klein wenig aufgeworfenen Lippen gebildet wurde, und nicht zuletzt diese rosige Frische und Klarheit des Gesichtes besessen hätte.

Indessen war der Schaffner zu ihm getreten, hatte ihm den Fahrschein gegeben und sich dann der jungen Dame zugewendet, die soeben erst eingestiegen sein mußte. Erich horchte auf, denn er hoffte, den Klang ihrer Stimme zu hören und durch ihn vielleicht zu erfahren, wer sein Gegenüber denn eigentlich sei, das ihn so merkwürdig fesselte, ihm so bekannt vorkam und dessen Namen er dennoch vergeblich in seinem Gedächtnis suchte.

Sie nannte ihr Ziel, und Erich wußte, daß Maria Tanner, eine der besten Schauspielerinnen des städtischen Theaters, vor ihm saß. Eine so wohltautende, weiche Altstimme besaß nur sie allein; er hätte sie mit geschlossenen Augen unter Hunderten anderer Menschen allein an dieser Stimme herauszufinden sich getraut. Sie war ihm oft genug bis tief ins Herz gedrungen.

Maria Tanner hatte einige Bücher und Hefte neben sich auf den Sitz gelegt. Eines davon war, dem Umschlag und Aussehen nach zu urteilen, ein vielbenutztes Rollenbuch, die anderen waren Nummern einer Zeitschrift, von denen sie noch mehrere in der Hand hielt und in ihnen zu blättern begann. Er konnte den Titel lesen: „Der neue Weg".

War es eine Zeitung für Frauen, die neue Wege ins Leben hinein, zu einem Dasein voll Freiheit, voll mutiger Arbeit zu weisen sich mühte? Oder war es eine Schrift, bestimmt, ihr in dem herrlichen und schweren Beruf einer Schauspielerin neue Möglichkeiten zu erschließen, unbekannte Welten aufzutun?

Erich Stromfeldt hatte noch nie etwas von dieser Zeitschrift gehört. Aber ihr Titel gefiel ihm, drang in sein Herz und seine Seele und klang und tönte in ihm fort; es war, als ob dieser Name allein schon die Kraft besäße, allen, die ihn hörten, in Wahrheit neue Wege zu eröffnen oder wenigstens von fern erblicken zu lassen. Es war ein Wort wie jene, die unversehens einem empfänglichen Menschen ins Herz fallen, dort bleiben, zünden, und neue Gluten aus toter Asche zu zaubern vermögen.

Seinen Gedanken hing er nach, seinen Wünschen und Hoffnungen, seinen heimlichen und doch so starken Sehnsüchten, und er bedachte, ob auch er noch einmal neue Wege zu ihrer Erfüllung finden würde, nachdem die alten verschüttet waren von schwerem Unglück, Undank und Untreue, von den tausend kleinen, lastenden Sorgen des Alltags, von fronender, ungeliebter Brotarbeit.

Da schreckte er auf. Maria Tanner hatte eines der Hefte aus ihren Händen zu Boden fallen lassen, mitten hinein in den Schmutz und tauenden Schnee, den Hunderte von Füßen im Wagen zurückgelassen hatten. Sofort waren seine Gedanken von ihrem Flug ins Land der Träume und Hoffnungen zurückgekehrt und befahlen ihm zu handeln. Er bückte sich, nahm das Heft auf und reichte es ihr mit einem bedauernden Blick. Sie griff schnell danach, sprach mit der Stimme, die ihm wieder seltsam weich und tief ins Herz drang: „Vielen Dank!", sah ihn einen Augenblick freundlich an und nahm dann, kurz entschlossen, aus ihrer Handtasche ein weißes, kleines Tuch und reinigte das Heft, so gut es eben ging. Es schien glücklich gefallen zu sein und war weniger beschmutzt, als sie beide wohl gedacht hatten. Immerhin zeigte es noch einige große, feuchte Flecken.

Da — er wußte später selbst kaum, was ihn dazu getrieben und wer ihm diese Worte auf die Zunge gelegt hatte — sprach Erich Stromfeldt: „Der neue Weg! Und ist dennoch schon beschmutzt!"

Sie schaute auf und diesmal ihm gerade und fest in die Augen.

„Wie meinen Sie das?" fragte sie — und wieder war er glücklich, den Wohllaut ihrer Stimme zu hören.

„Es ist ein Gleichnis", entgegnete er. „Dieser neue Weg, der vielleicht bestimmt war, zu fernen, längst erstrebten und ersehnten Zielen zu führen, ist nun schon beschmutzt und unrein, und der, der ihn wandelt, kommt nicht unbefleckt ans Ende!" Und in Erinnerung an das, was er eben gedacht hatte, ehe das Fallen des Heftes ihn unterbrach, in Erinnerung an viel Leid, an viel zertrümmerte und an wenig erfüllte Hoffnungen, gab er unbewußt seiner Stimme einen bitteren Ton und seinem Antlitz einen bitteren und müden Zug.

Die aber, die vor ihm saß und ihn mit klugen, klaren Augen beobachtete, war ein verstehendes Weib mit großer, schöner Seele. Sie hörte aus seiner Antwort und las aus den Linien seines Gesichtes den heißen Kampf, das qualvolle Unterliegen und das immer wiederholte trotzige Aufraffen zu neuem Widerstand. Sie, die die Gabe besaß, auf ihrem Antlitz die Gefühle und Leidenschaften des Menschen mit all seinen tiefen Nöten und Freuden widerzuspiegeln, las in seinem Gesicht wie in einem offenen Buche. Und über sie kam ein wunderbares Gefühl. Sie gab sich keine Rechenschaft darüber, wie und wann es in ihr entstanden war. Sie wußte nur, daß sie es mit einem Male in sich trug, daß sie, tiefsten Mitleids voll, den innigen Wunsch hatte, diesem Menschen vor ihr zu helfen, ihm jene Bitterkeit zu nehmen, die auf ihm lastete, und ihm Süße zu schenken, ihn froh zu machen, ihm Hoffnungen zu geben, ihn auf einen neuen Weg zu führen, der ihn sein Ziel erreichen ließ.

So fand sie die rechten Worte: „Aber ich reinigte ihn! Nun sind die Flecken schon fast verschwunden!" Und sie zeigte ihm das Buch, und wirklich sah man kaum noch die Spuren jenes Falles.

„Ist das nicht auch ein Gleichnis", fuhr sie fort, „jedoch eines, das uns nach vorwärts und nach oben, zu Licht und Freude hinweist, und nicht hinunter in die Tiefe des Leids, in die Dunkelheit bitterer Entsagung? Glauben Sie nicht, daß jeder Weg, und sei er noch so beschmutzt und zerfurcht von allzu schweren Lasten gewesen, wieder gereinigt und geglättet werden kann, wenn Fleiß, Sorgfalt und vielleicht auch die Liebe sich dieser Arbeit unterziehen?"

Als Maria Tanner diese Worte mit ihrer warmen, ausdrucksvollen Altstimme sprach, war es Erich Stromfeldt zumute, als sähe er von ferne ein herrliches Land verheißungsvoll locken und leuchten und schimmern, ein Land, das ihm nicht zu eigen gewesen und daraus er vertrieben worden war, das Land, in dem die Erfüllung seiner Sehnsucht wohnte, das Land, in dem die Ziele aller Wege lagen, die er je geschritten war in heißem Streben.

Es war eine tiefe und mächtige Erregung in ihm, und sie klang aus seiner Antwort:

„Auch Sie haben recht mit Ihrem Gleichnis. Freilich, Sie selbst haben wohl diese liebreiche und sorgfältige Hand, von der Sie sprechen. Ich aber mußte erfahren, daß es auch Hände gibt, die böswillig jeden Weg, den andere gehen, mit Schmutz und Steinen, spitzigen Scherben und giftigen Schlangen bestreuen, so daß jedes Vorwärtsschreiten unmöglich wird"

Sie sah ihn an und wollte antworten. Da rief der Schaffner einen Straßennamen in den Wagen hinein. Sie erhob sich schnell. „Ich muß jetzt aussteigen!" sagte sie. „Leben Sie wohl und denken Sie manchmal an unser Gespräch!" Dabei reichte sie ihm mit herzlicher Gebärde die Hand. Er ergriff sie und hielt sie einen Augenblick fest.

Warm, kräftig und fein und schlank lag sie in seinen Fingern, ohne zurückzuzucken. Es war, als ging ein Strom von Kraft und Leben, mutigem Vertrauen und tröstlicher Zuversicht von Wärme und Liebe von dieser Frauenhand aus. Er füllte sein Herz mit Glück und Freude und drängte über seine Lippen die Frage:

„Wollen wir dieses Gespräch nicht fortsetzen? Darf ich Sie noch ein Stück Wegs begleiten?"

Er sah sie an, bittend, verlangend und dankbar zugleich. Ihre Blicke begegneten sich und tauchten tief ineinander.

„Ein Stück neuen Wegs? — Kommen Sie!" sagte sie.

Der Wagen hielt. Sie stiegen aus, und er war ihr behilflich. Durch den tauenden Schnee schritten sie über den Fahrdamm.

„Sehen Sie! Auch dieser Weg wird einst wieder trocken sein und wohlgepflegt", sagte sie, und er nickte nur dazu, weil er die Worte nicht fand, die das wunderbare Gefühl, das in ihm war, hätten ausdrücken können.

Die Straßen, die sie nun gehen mußten, führten bergauf. Da ließ es sich ein wenig besser schreiten. Denn in tausend Rinnsalen rann und strömte das Wasser nach unten, blieb nicht stehen in tiefen, eisigkalten Lachen.

Und wie sie aufwärts stiegen, nannte Erich Stromfeldt seinen Namen, sprach von seinem Leben, erzählte von seinen Hoffnungen, die er früher gehegt und inzwischen begraben hatte, von seinem Beruf als Kaufmann, den er hatte ergreifen müssen, weil sein Vater zu einem Studium der Naturwissenschaften keine Mittel aufbringen konnte; er schilderte, wie er sich mit diesem Beruf nach und nach einigermaßen ausgesöhnt hatte, dabei freilich seiner alten Neigungen nicht vergaß; er erzählte aber auch, wieviel des Unglücks über ihn hereingebrochen sei und ihn zum einsamen, freundlosen und liebeleeren Menschen gemacht habe. Des alten Liedes Wahrheit hatte er an sich erfahren: Seine Treue war mit Untreue belohnt worden, seine Liebe mit Spott und Undank, sein Vertrauen mit Verrat. Die bitterste Not war ihm nicht erspart geblieben und hatte jahrelang an seinen Kräften gezehrt. Aber niemand habe ihm geholfen. Da sei ihm jeder Glaube an die Menschen verloren gegangen, und bis jetzt habe er ihn noch nicht wieder gewinnen können. So sei er jetzt ganz allein, immer, immer allein! Und dennoch besäße er ein Herz voll Liebe, noch zu jeder Stunde bereit, es dem Menschen zu schenken, der es in Liebe annehmen und bewahren würde; dennoch könne er eine tiefe Sehnsucht nach Liebe, ob er sie nun geben solle oder empfangen dürfe, nicht unterdrücken; immer mächtiger, immer verlangender, immer schmerzlicher würde diese Sehnsucht in ihm, je länger er jede Liebe entbehren müsse. Aber er habe eine Scheu, nach ihr auf die Suche zu gehen. Er habe den Mut verloren, aufs neue sich auf den Weg zu machen. So habe er eigentlich kein Ziel und keine Hoffnung mehr gehabt, sei stehengeblieben, wo er stand, und an ihm vorbeigelaufen seien Zeit und Welt. — —

So redete Erich Stromfeldt die Last seines Leides, den Schmerz seines Lebens sich vom Herzen herunter. Und das Weib an seiner Seite hörte ihm zu und verstand ihn, fragte und gab Antwort auf seine Fragen.

Zwei Stunden gingen sie nebeneinander und hatten kein Bewußtsein vom Rinnen der Zeit. Sie lauschten einer dem andern und immer größer ward in ihnen Gefühl und Ueberzeugung, daß sie eng zusammengehörten in all ihrem Denken und Empfinden. Sie gingen in Wahrheit einen neuen Weg. Von dem Feuer einer reinen und starken Liebe herrlich erhellt, lag er vor ihnen da und ließ ein hohes und schönes Ziel erkennen: in edler Gemeinsamkeit, mit tiefste Verständnis füreinander, in vollster Harmonie das Leben zu meistern, zu ringen um die Vollendung ihres Werdens, vollkommen zu werden im Maße ihres Willens und ihrer Kraft.

Ein kluges Kind.

Barrymore, der berühmte Schauspieler, trifft auf seinem Spaziergang Sidney Rosenfeld, den Dramatiker, der sich mit allen Zeichen höchster Aufregung auf ihn stürzt. „O, Maurice," jammert er, „hast du schon von meinem Unglück gehört?" „Nein, ist jemand in deiner Familie krank?" „Nein, nicht das", klagt Rosenfeld, „aber schlimmer, viel schlimmer. Mein kleiner fünfjähriger Junge hat das einzige Manuskript meines neuen Stückes vom Schreibtisch genommen und in kleine Fetzen zerrissen." „Ich wußte noch gar nicht, daß der Junge schon lesen kann," sagte Barrymore — und ging weiter.

Bange Wahl.

Der verstorbene englische Parlamentarier und Geistliche, Silvester Horne wußte aus seinen Wahlerfahrungen eine amüsante Geschichte zu berichten. Sein Wahlagent kam eines Tages in ein Arbeiterhaus, um den Hausvater zu überreden, Mr. Horne zu wählen. Er fand den Wähler in die Wahlmanifeste seiner gegnerischen Kandidaten vertieft; vor ihm lagen die Photographien der beiden, die der Wähler gedankenvoll und kritisch betrachtete. „Na", begann Hornes Wahlagent, „was halten Sie denn von den beiden?" Der Wähler starrte weiter auf die beiden Bilder und murmelte etwas in den Bart. „Wie meinen Sie?" bestand der Wahlagent. Endlich sah der Wähler auf: „Ich kenn' sie ja alle beide nicht," sagte er, „aber wenn ich sie mir so betrachte, dann sage ich mir: Gott sei Dank, daß immerhin nur einer von ihnen ins Parlament kommen kann . . ."

— Der Blitzableiter. „Wieso ist denn Ihre Unterredung mit dem Chef so gütlich abgelaufen, Herr Kollege? Ich dachte, er ließ Sie rufen, um Ihnen tüchtig den Text zu lesen?"

„Ja, wissen Sie, ich legte beim Eintritt meinen Hut auf seinen Stuhl, er setzte sich auf ihn... und hatte dann natürlich soviel Entschuldigungen vorzubringen, daß er gar nicht mehr zu seiner Gardinenpredigt kam."